



Zwischen den Zeilen

Autobiographisches in Philosophie und Literatur

Symposium

Mittwoch 29. Juni 2016

EINSTEIN
FORUM

Einstein Forum
Am Neuen Markt 7
14467 Potsdam
Tel.: 0331 271 78 0
Fax: 0331 271 78 27
<http://www.einsteinforum.de>
einsteinforum@einsteinforum.de

Martin Heideggers pointierter Satz »Aristoteles wurde geboren, arbeitete und starb« ist eine ebenso lakonische wie rigorose Absage an jeden Versuch, das Werk eines Theoretikers aus seinem Leben zu erklären. Diese Haltung eint die strengen Vertreter in Philosophie und Wissenschaft. Und dennoch fließen in die Schriften vieler Autoren eigene Lebenserfahrungen mit ein, mehr noch: Immer wieder wird auch die Autobiographie zum Mittel theoretischer Reflexionen. Welchen Stellenwert haben gerade diese Introspektionen der Autoren für ihre Theorie? Und was unterscheidet die Autobiographie eines Theoretikers von der eines Literaten? In unserem Symposium sollen anhand von einigen jeweils zeitgenössischen Paaren die Übereinstimmungen und die Unterschiede ausgelotet werden.

Abstracts

Vincent Kaufmann

Theorie durch das Guckloch

Zum Unterschied zwischen Proust und Freud

Von Sigmund Freuds »Bruchstücke einer Hysterie-Analyse (Dora)« schreibt die Historikerin der Psychoanalyse Elisabeth Roudinesco, es sei ein Roman à la Schnitzler, Strindberg oder Proust: so ein wenig dekadent, mit geheimen Wünschen, die ausgelebt werden oder nicht, mit Übergriffen bei ruhigen oder eben nicht so ruhigen Spaziergängen an schönen Seen, mit Frauen und Männern, die sich viel Zeit nehmen, um ihre Neurosen zu pflegen, bis es dann für die große Liebe zu spät ist. Mit der Studie über »Dora« (Ida Bauer) hätte Freud also einen Roman »à la Proust« geschrieben, wobei sich dabei sofort die Frage stellt, wieso es ihm nicht gelungen oder nicht besser gelungen ist, oder zumindest die Frage, was eigentlich der Unterschied zwischen »Dora« und der Suche nach der verlorenen Zeit, oder Strindberg, Schnitzler usw. ist; also schlussendlich der Unterschied zwischen psychoanalytischen Erzählungen und Literatur.

Ausgehend von der berühmten »Guckloch-Szene«, mit der Marcel Proust in der *Wiedergefundenen Zeit* sein Meisterwerk praktisch abschließt, wird hier versucht, diese Frage mit Blick auf unterschiedliche subjektive Positionierungen zu besprechen: Während sich der Proust'sche Erzähler insgeheim an den perversesten Ausschweifungen beteiligt, schaut der Psychoanalytiker anderswo hin, will nichts sehen, nur hören, und hört entsprechend bei »Dora« nur die Neurose, verpasst ihre Perversion und bleibt zugleich ein Theoretiker, wird nicht zum Schriftsteller. Im Gegensatz zu vielen (post)strukturalistischen Voten zu den Gemeinsamkeiten von Literatur und Psychoanalyse wird also zumindest dieser fundamentale Unterschied hier festgehalten.

Vincent Kaufmann ist seit 2010 Professor und Direktor am MCM-Institut (Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement), Lehrstuhl Medien und Kultur an der Universität St. Gallen. Er promovierte 1984 an der Universität Genf und lehrte in Genf, an der University of California, Berkeley, und The Johns Hopkins University, Baltimore, bis er 1996 nach St. Gallen berufen worden ist. Gastprofessuren an der ETH Zürich und der Université de Neuchâtel. Neuere Veröffentlichungen: *Déshéritages* (2015); *Der Einfall des Lebens. Theorie als geheime Autobiographie* (mit Ulrich Schmid und Dieter Thomä, 2015); *Das öffentliche Ich. Selbstdarstellungen im literarischen und medialen Kontext* (Mit-Hrsg. 2014); *Das Plagiat* (Mit-Hrsg. 2014); *Buchzerstörung und Buchvernichtung* (Mit-Hrsg. 2013); *Bestseller und Bestsellerforschung* (Mit-Hrsg. 2012); *La faute à Mallarmé. L'aventure de la théorie littéraire* (2011); *Ménages à trois. La littérature à l'épreuve du médico-religieux* (2007).

Matthias Kroß

„Etwas in mir spricht dafür meine Biographie zu schreiben“

Zu Ludwig Wittgenstein und Laurence Sterne

Wittgenstein und Sterne – diese Kombination mag auf den ersten Blick erstaunen. Beiden gemeinsam ist jedoch ein geistverwandtes, von philosophisch motivierten Überlegungen geprägtes Nachdenken über die Position des Subjekts in der Rekonstruktion seiner eigenen Geschichte, seiner Handlungsautonomie und der Art und Weise seiner Identitätsbildung. Beide nehmen dabei ihr »Ich« zum Ausgangspunkt, aber keineswegs zum Ziel ihrer Darstellung: Ebenso wie der Protagonist Tristram Shandy als Subjekt an der Grenze des Romangeschehens verbleibt, um von dort aus die Welt zu präsentieren, so verortet der junge Wittgenstein sein eigenes personalphilosophisches Ich an der „Grenze seiner Welt“, um einen reinen Realismus der Welt zu präsentieren. Diese Ek-Zentrierung eröffnet Sterne die Möglichkeit, die Welt als empirisch unendlich und daher am Ende undarstellbar zu begreifen; seine Protagonisten gewinnen ihr eine Logik nur um den Preis der Manie ab. Wittgensteins Ek-Zentrierung des Subjekts enthüllt die logisch-philosophische Fassung der Welt ebenfalls als ein manisches Unternehmen, der er die letztliche Undarstellbarkeit des Lebens entgegenstellt. Seine Untersuchungen zu den Sprachspielen sowie zu den historisch wandelbaren Lebensformen mit ihren jeweiligen Gewissheitsstrukturen bezeugen die Vorrangigkeit des Nicht-Darstellbaren. Die konsequent nicht-lineare, spielerische Kompositionstechnik beider Autoren verweist programmatisch – zuweilen auch parodistisch – auf den Umstand, dass sich das Subjekt nur in seinen Vorstellungen zum Demiurgen der Welt, die sein Leben ist, aufschwingen kann. Eine Autobiographie im traditionellen Sinne – als subtiler Pakt des Subjekts mit dem Leben – erscheint aus dieser Perspektive selbst als eine manische Vorstellung.

Matthias Kroß, geb. 1953 in Osterode am Harz. Studium der Geschichte und Politologie für das Lehramt an Gymnasien an der Philipps-Universität Marburg/Lahn. Nach dem Erwerb des 1. Staatsexamens für das Lehramt an Gymnasien (Geschichte und Politische Weltkunde) 1977–1979 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuere Geschichte der Phillips-Universität Marburg. 1985 Zweites Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. Seit 1980 publizistische und wissenschaftsjournalistische Tätigkeit. Daneben Studium der Philosophie (Promotion 1993). Seit 1996 wissenschaftlicher Referent am Einstein Forum in Potsdam. Forschungs- und Lehrtätigkeit: Seit 1998 Lehrbeauftragter in der Fachrichtung Allgemeine Soziologie an der Universität Potsdam; außerdem Gastprofessuren an der British Academy, London, der Universität Visva-Bharati im westbengalischen Santiniketan und an der Universität Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen, vor allem zu Werk und Leben Ludwig Wittgensteins, u.a. *Klarheit als Selbstzweck* (1995); zuletzt als Herausgeber mit Esther Ramharter: *Wittgenstein übersetzen* (2012). Zusammen mit Jens Kertscher Herausgeber der Buchreihe *Wittgensteiniana* im H-E Verlag.

Melanie Möller

Von der Apologie zur ars moriendi: Antike Selbstentwürfe im Vergleich

Die antike Literatur kennt verschiedene Formen autobiographischer Literatur, die unter den Gattungsbezeichnungen »Viten«, »Hypomnemata«, »Confessiones« oder sogar »Anekdote« firmierten. Auch Briefe fungierten – ob in prosaischer oder poetischer Gestalt – als Medium der Selbstporträtierung. Dieser generischen Weite korrespondiert das disziplinenübergreifende Bedürfnis nach autobiographischer Mitteilung: Dichter und Philosophen, Historiker und Mediziner haben entsprechende Texte verfasst, die von einem apologetischen Impetus getrieben sind und die Grenze von Kunst und Leben, von ›Realität‹ und ›Fiktion‹ permanent überschreiten. Im Vortrag soll ein problemorientierter Überblick (Authentizitätsfragen, Schrift- und Gedächtniskritik) über diese autobiographischen Texte gegeben werden; im Mittelpunkt wird der Vergleich zwischen der Selbstbiographie des griechischen Logographen Isokrates, der seine Lehre selbst als Philosophie definiert hat, mit derjenigen des Ovid stehen, die er im vierten Buch seiner im vermeinten Exil entstandenen *Trauergedichte* verfasst hat. Bei beiden Autoren fungiert die Autobiographie als – philosophisches wie poetologisches – Mittel zum (Selbst)Zweck.

Melanie Möller ist Professorin für Klassische Philologie mit dem Schwerpunkt Latinistik an der Freien Universität Berlin. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen u.a. die spätrepublikanische und augusteische Literatur, Sprachphilosophie, Literaturkritik und -theorie, Hermeneutik und Rezeption der antiken Literatur. Zuletzt erschienen: *Prometheus gibt nicht auf. Antike Welt und modernes Leben in Hans Blumenbergs Philosophie* (Hrsg. 2015).

Andrea Roedig

Vom Leben als Werkzeugkiste. Jean-Paul Sartres Theorien und Simone de Beauvoirs Memoiren

Eines der dünnsten Bücher, die Jean Paul Sartre je geschrieben hat, sind seine im Alter von 59 Jahren verfassten Jugenderinnerungen. Gerade einmal 145 Seiten umfasst *Les Mots* (Die Wörter), während *Das Sein und das Nichts* bei 1000 Seiten liegt, die *Kritik der Dialektischen Vernunft* bei 870. Sartre schrieb auch lieber die Biografien anderer: 970 Seiten hat seine Studie über Genet, das Mammut-Werk zu Flaubert, *Idiot der Familie*, ufer in 3000 Druckseiten aus. Umgekehrt verhält es sich bei Sartres Gefährtin. Im Œuvre von Simone de Beauvoir nehmen sechs Memoirenbände einen breiten Raum ein, und zusätzlich sind auch ihre Romane wie *Sie kam und blieb* oder *Die Mandarins von Paris* unverkennbar autobiografisch gefärbt. Zusammen mit den postum erschienenen Briefwechseln ergibt sich oft der Eindruck, hier mehr über das Privatleben zu erfahren, als einem lieb sein kann. De Beauvoirs Memoiren und Sartres Theorien bilden in mehrfacher Hinsicht zwei Seiten einer Medaille. Ihre Erinnerungen enthüllen, welche persönlichen und auch psychischen Motive sein theoretisches Werk inspirieren. Denn Sartres Denkstrukturen sind stark biografisch geformt, während de Beauvoirs theoretische Schriften klarer, sachlicher und freier erscheinen. Vielleicht, weil sie das Private in die Memoiren ausgelagert hatte? Ich werde zeigen, dass nicht de Beauvoir, sondern Sartre der eigentlich »exhibitionistische« Schreiber ist.

Andrea Roedig, geb. in Düsseldorf, promovierte im Fach Philosophie, war wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität Berlin, später Geschäftsführerin der Grünen Akademie der Heinrich Böll Stiftung. Von 2001 bis 2006 leitete sie in Berlin die Kulturredaktion der Wochenzeitung *Freitag*. Seit 2007 lebt und arbeitet sie in Wien, schreibt als freie Publizistin für diverse deutsche und österreichische Medien, v.a. im Bereich Kulturessay und Alltagsreportage. Seit Mai 2014 Mit-Herausgeberin der Zeitschrift *Wespennest*. Letzte Buchveröffentlichungen: *Bestandsaufnahme Kopfarbeit* (mit Sandra Lehmann, 2015); *Über alles, was hakt. Obsessionen des Alltags* (2013).

Ulrich Schmid

Porträt des Staatsphilosophen als junger Mann: Carl Schmitt und Alexandre Kojève

Nach dem 1. Weltkrieg wurden Carl Schmitt und Alexandre Kojève auf traumatische Weise mit dem Zusammenbruch ihres jeweiligen Heimatstaats konfrontiert. Diese Erfahrung übte einen tiefen Einfluss auf das Denken der beiden Philosophen aus: Carl Schmitts Theorien kreisen um die Sicherung des bedrohten Staates, Alexandre Kojève ist überzeugt, dass die Staatlichkeit als solche an ein Ende gekommen ist und der reinen Verwaltung Platz gemacht hat. Sowohl Schmitt als auch Kojève denken über den Platz des Individuums in der Geschichte nach. In den 1920er Jahren führen beide Tagebücher, in denen sich ihre späteren Konzeptionen ankündigen. Getroffen haben sie sich nur einmal und viel später – im Januar 1957, als Schmitt für Kojève einen Vortrag in Düsseldorf organisierte.

Ulrich Schmid, geb. 1965, ist seit April 2007 Professor für Kultur und Gesellschaft Russlands an der Universität St. Gallen. Er studierte Slawistik, Germanistik und Politologie an den Universitäten Zürich, Heidelberg und Leningrad und war von 1992 bis 2000 wissenschaftlicher Assistent und bis 2003 Assistenzprofessor für slawische Literaturwissenschaft an der Universität Basel, wo er 1999 habilitierte. Von 2003 bis 2005 war er SNF-Förderprofessor am Institut für slawische Sprachen und Literaturen der Universität Bern und nahm daneben Lehraufträge an verschiedenen Universitäten wahr. Seine Spezialgebiete umfassen u. a. die russische, ukrainische und polnische Literatur, Philosophie und Kultur sowie Literatur- und Medientheorie, Autobiographie und Internetliteratur. Er ist Mitherausgeber der von ihm begründeten Reihe *Basler Studien zur Kulturgeschichte Osteuropas* (BSKO) im Zürcher Pano-Verlag. Darüber hinaus ist er als Übersetzer und Herausgeber thematischer Anthologien (Religionsphilosophie, Medientheorie usw.) hervorgetreten und ist seit Jahren regelmässiger Beiträger des NZZ-Feuilletons. Neuere Publikationen: *Technologien der Seele. Vom Verfertigen der Wahrheit in der russischen Gegenwartsliteratur* (2015); *Der Einfall des Lebens. Theorie als geheime*

Autobiographie (mit Vincent Kaufmann und Dieter Thomä, 2015); *Das öffentliche Ich. Selbstdarstellungen im literarischen und medialen Kontext* (Mit-Hrsg. 2014); *Schwert, Kreuz und Adler. Die Ästhetik des nationalistischen Diskurses in Polen (1926–1939)* (2014); *Lew Tolstoi* (2010); *Literaturtheorien des 20. Jahrhunderts* (2010).

Dieter Thomä

Der Flaneur und der Wanderer: Baudelaire und Nietzsche

Baudelaire, der philosophische Dichter, und Nietzsche, der dichtende Philosoph, haben einiges gemeinsam. Sie sind die besten Wagner-Interpreten des 19. Jahrhunderts, haben ein gebrochenes Verhältnis zu Frauen und Juden, verhöhnen Mittelmaß und Mitleid, lieben den Rausch und das Meer. Eine Krankheit bringt beide um den Verstand. Nicht nur nebenbei erfinden Baudelaire und Nietzsche neue Formen des poetischen und philosophischen Subjekts – und darum geht es vor allem in diesem Vortrag. Sie versetzen das Ich in Bewegung: als Flaneur oder als Wanderer. Sie setzen sich der Welt aus und halten Distanz, sie spielen Rollen und zeigen »ihr entblößtes Herz«.

Dieter Thomä, geboren 1959, war nach einem Volontariat an der Henri-Nannen-Journalistenschule Redakteur beim Sender Freies Berlin, studierte in Berlin und Freiburg i.Br. und lehrte nach der Promotion 1989 in Paderborn, Rostock, New York, Berlin und Essen. Preis für Essayistik beim Internationalen Joseph-Roth-Publizistikwettbewerb Klagenfurt 1996, Habilitation 1997. Seit Herbst 2000 ist er Professor für Philosophie an der Universität St. Gallen, 2002–2005 war er dort Dekan der Kulturwissenschaftlichen Abteilung, seit 2003 ist er Mitherausgeber der Reihe *Zur Einführung* des Junius Verlags. Er war Fellow am Getty Research Institute in Los Angeles (2002/3), am Max Weber Kolleg in Erfurt (2007/8) und am Wissenschaftskolleg zu Berlin (2009/10) sowie Gastprofessor an der University of California at Davis (2012) und an der Brown University, Providence (2013). Seine Arbeitsschwerpunkte sind Sozialphilosophie, Ethik, Kulturphilosophie, politische Philosophie, Phänomenologie. In all diesen Bereichen treibt ihn eine Frage um: die sokratische Frage, »wie zu leben sei«. Neuere Veröffentlichungen: *Puer robustus. Eine Philosophie des Störenfrieds* (2016, im Erscheinen); *Der Einfall des Lebens. Theorie als geheime Autobiographie* (mit Ulrich Schmid und Vincent Kaufmann, 2015). *Väter. Eine moderne Heldengeschichte* (2008); *Totalität und Mitleid. Richard Wagner, Sergej Eisenstein und unsere ethisch-ästhetische Moderne* (2006).

Rüdiger Zill

Versuche am eigenen Leben

Selbstbeobachtungen bei René Descartes und Michel de Montaigne

Die Wiederentdeckung des Anekdotischen in der frühen Neuzeit, das ja meist in Fremdzuschreibungen besteht, wirft auch ein Licht auf das Bedürfnis nach autobiographischen Mitteilungen. Wo sie, wie im Fall von Thomas Hobbes, ausdrücklich in einem eigenen Text über das Leben des Autors Rechenschaft ablegen, sind sie ein Mittel der Selbstverteidigung gegen Angriffe, die mit einem scheinbar unmoralischen Leben auch die Dignität der Theorie diskreditieren wollen. Gleichzeitig begegnet man solchen Selbstreflexionen aber als Einsprengseln in umfassenderen Texten, so bei René Descartes, der im *Discours de la méthode* seinen Bildungsgang Revue passieren lässt; am Ende dieses Prozesses steht nicht nur die gelungene Reinigung von den Irrtümern der Zeit, sondern auch vom Persönlichen generell, das zugunsten einer universalen Vernunft überwunden worden ist. Aber auch die dritte Funktion des Autobiographischen findet sich in dieser Zeit: In den Essays Michel de Montaignes werden die Beobachtungen des Selbst zu exemplarischen Beobachtungen am Menschen insgesamt. Dabei sind philosophische und literarische Aspekte dieser Selbsterfahrung nicht immer ganz zu trennen, sie treten dennoch auseinander.

Rüdiger Zill, geb. 1958, studierte Philosophie, Geschichte und Soziologie in Berlin und London. 1994 Promotion in Berlin mit der Arbeit *Meßkünstler und Rossebändiger. Zur Funktion von Modellen und Metaphern in philosophischen Affekttheorien*. 1994–1997 Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Technischen Universität Dresden. Seit 1997 Wissenschaftlicher Referent am Einstein Forum, Potsdam. Neuere Publikationen u.a.: *Werner Herzog. An den Grenzen* (Mit-Hrsg. 2015); *Wahre Lügen. Bergman inszeniert Bergman* (Mit.-Hrsg. 2012); *Metapherngeschichten. Perspektiven einer Theorie der Unbegrifflichkeit* (Mit-Hrsg. 2011); *Zum Lachen!* (Mit-Hrsg. 2009); *Ganz Anders? Philosophie zwischen akademischem Jargon und Alltagssprache* (Hrsg. 2007).

Programm

10:00 Susan Neiman, Potsdam

Eröffnung

10:15 Melanie Möller, Berlin

Von der Apologie zur ars moriendi. Antike Selbstentwürfe im Vergleich

11:15 Rüdiger Zill, Potsdam

Versuche am eigenen Leben. Selbstbeobachtungen bei René Descartes und Michel de Montaigne

12:30 Matthias Kroß, Potsdam

»Etwas in mir spricht dafür meine Biographie zu schreiben«. Zu Ludwig Wittgenstein und Laurence Sterne

15:00 Dieter Thomä, St. Gallen

Der Flaneur und der Wanderer: Charles Baudelaire und Friedrich Nietzsche

16:00 Vincent Kaufmann, St. Gallen

Theorie durch das Guckloch. Zum Unterschied zwischen Marcel Proust und Sigmund Freud

17:30 Ulrich Schmid, St. Gallen

Porträt des Staatsphilosophen als junger Mann: Carl Schmitt und Alexandre Kojève

18:30 Andrea Roedig, Wien

Vom Leben als Werkzeugkiste. Jean-Paul Sartres Theorien und Simone de Beauvoirs Memoiren